



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

Dehio, Georg

Stuttgart, 1901

1. Die Anfänge

[urn:nbn:de:hbz:466:1-98817](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-98817)

Die Anfänge.

Man sucht in allen Schriftquellen des Mittelalters umsonst nach einer Aussage über die Entstehung des gotischen Stils, ihr Wann und ihr Wo¹⁾. Der einzige Weg, der zur Aufklärung führen kann, ist der, dass wir nach der Entstehung der einzelnen Denkmäler fragen und diese dann in zeitliche Reihen und örtliche Gruppen ordnen. Das Verfahren ist mühsam, aber es verspricht um so sicherere Ergebnisse. So scheint es. Näher betrachtet stossen wir freilich auf beträchtliche Schwierigkeiten. Zwar fehlt es nicht an Baudenkmalern sowohl als an Baunachrichten aus der Frühzeit; beide sind verhältnismässig reichlich vorhanden; aber es fehlt sehr oft, ja in der weitaus grösseren Hälfte der Fälle, an dem notwendigen Ineinandergreifen dieser beiden Quellenarten. Entweder sind die schriftlichen Nachrichten für unsern Zweck nichtssagend, weil die Bauten, auf die sie sich beziehen, untergegangen oder umgestaltet sind; oder die Bauten sind da, aber keine Nachrichten über sie. Wir müssen, wenn wir ehrlich sein wollen, bekennen, dass die Zahl der unbedingt sicher datierten Denkmäler, allen Anstrengungen der Forschung zum Trotz, nur einen kleinen Bruchteil der vorhandenen ausmacht. Die übrig bleibenden breiten Lücken bemüht sich nun die vergleichende Stilkritik nach Kräften auszufüllen. Indessen ist ihr nur eine bestimmte Art von chronologischen Bestimmungen erreichbar: sie kann wohl angeben, ob im Sinne der Entwicklung ein gewisses Denkmal älter als dieses und jünger als jenes andere ist; die absoluten Zeiten kann sie nicht ermitteln. Und damit entfällt auch die Möglichkeit einer andern wichtigen Unterscheidung: ob wir es im gegebenen Falle mit einer der Durchschnittsanschauung der Zeit entsprechenden, oder aber ihr vorausgeeilten, oder endlich einer hinter ihr zurückgebliebenen Kunstleistung zu thun haben. Diese Erwägungen wollen zur Vorsicht, nicht zu haltloser Zweifelsucht mahnen. Auch schon die Wahrscheinlichkeit ist eine nicht wertlose

¹⁾ Berühmt, eigentlich viel zu berühmt geworden ist die Stelle in Burchard von Halls Chronik von Wimpfen (bei Schannat Vindem. lit. II, 59): »Monasterium . . . diruit accitque fortissimo architectoriae artis latomo, qui hunc noviter de villa Parisiensi e partibus venerat Franciae opere francigeno basilicam ex sectis lapidibus construi jubet« [c. a. 1268—1278]. Wäre nicht der französische Ursprung des gotischen Stiles aus anderen Gründen gesichert, aus dieser Stelle könnte man ihn keineswegs beweisen. Unter »opus francigenum« verstand der Chronist schwerlich das, was wir unter »Stil« verstehen, sondern gewisse konstruktive oder technische Eigenschaften. Aber welche? Vgl. die Kontroverse zwischen H. Graf: Opus francigenum. Studien zur Frage nach dem Ursprung der Gotik, 1878 u. Reimers: Scema novum in der Zeitschr. f. bild. Kunst 1887.

Instanz. Und wenn mehrere, unabhängig voneinander gewonnene Wahrscheinlichkeiten sich ungezwungen zu einem System zusammenordnen, so wächst gar sehr das Gewicht auch jeder einzelnen.

In dieser Lage befindet sich zur Zeit die Forschung über die Anfänge des gotischen Stils. Obgleich es nur wenige ganz sichere Punkte in ihr gibt, dürfen wir uns doch der Zuversicht hingeben, dass wir die grossen Linien des Vorgangs schon jetzt richtig sehen. Der gotische Gedanke hat seine erste deutliche Gestalt nahe der Mitte des 12. Jahrhunderts und in der nördlichen Hälfte Frankreichs angenommen: an diesen Satz Zweifel hängen oder seine geschichtliche Bedeutung abschwächen wollen, ist unvernünftig, ist unwissenschaftlich. Um einige Grade unsicherer sind wir in betreff der unmittelbaren Vorgeschichte. Dieselbe führt zurück auf Erscheinungen, die wir schon einmal in Betracht gezogen haben, insofern sie Endpunkte der romanischen Entwicklung waren (Buch II, VI, Kap. 7, 10, 13). Jetzt müssen wir sie vom Standpunkt des werdenden gotischen Stils noch einmal zusammenhängend ins Auge fassen.

Vor fünfzig Jahren, als das erste Licht in diese bis dahin von grössten Irrtümern verfinsterte Region der Kunstgeschichte fiel, stellte man sich das Problem noch sehr einfach vor: man glaubte die Entstehung des gotischen Stils auf die Stunde genau angeben zu können; man hielt ihn recht eigentlich für einen erfundenen, für ein geniales *Aperçu*, von einem einzigen Mann ersonnen, durch ein einziges Werk verwirklicht, nämlich die im Jahre 1140 begonnenen, im Jahre 1144 vollendeten Teile der Abteikirche von Saint-Denis. Das war sehr modern gedacht. Die fortschreitende Einsicht in das Wesen der mittelalterlichen Kunst machte die Vorstellung von einer so persönlichen Zuspitzung des Herganges unhaltbar. Schon Quicherat und Viollet-le-Duc glaubten an vorbereitende Versuche, die dem Bau von Saint-Denis vorausgegangen sein müssten. So wurde nicht mehr Sugerius persönlich, sondern die »Pariser Schule« als Schöpfer des neuen Stils gepriesen.

Jetzt ist auch diese These unhaltbar geworden. Denn sieht man sich in der Baugeschichte der Stadt Paris in den der Erbauung von Saint-Denis vorausgehenden Jahrzehnten um, so ist von den gedachten Vorversuchen nichts zu finden. Die Pariser Schule war in dieser Zeit eine der weitest zurückgebliebenen von ganz Frankreich. In den Jahren 1120—30 wurde die Kirche der reichen Abtei S. Germain-des-Près einer umfassenden Restauration unterworfen und sie ging aus

derselben noch als eine im Hauptschiff flachgedeckte hervor; in der 1120 erbauten Kapelle S. Aignan in Paris zeigt sich von Kreuzrippen keine Spur, wie denn überhaupt in der näheren Umgebung von Paris Gratgewölbe bis um 1180 nichts Seltenes sind, während sie im Gebiet von Soissons, Laon, Noyon, Beauvais schon um 1150 verschwunden waren. Kreuzrippen kommen in Paris früher als in S. Denis nur in der Kirche S. Martin-des-Champs vor, aber S. Martin steht nicht mit den übrigen Pariser Bauten, sondern mit der Picardie in Schulzusammenhang. Ja, auch in der Epoche nach S. Denis bleibt die Stadtpariser Architektur — man vergleiche die Notre-Dame mit den gleichzeitig ausgeführten Teilen der Bauten in Laon, Reims u. s. w. — um ein Tempo im Rückstand.

Paris ist also seines Titels als Wiege des gotischen Stils verlustig gegangen¹⁾. Nach der gegenwärtigen Ansicht der französischen Gelehrten sind die ersten Lebensregungen desselben weiter nördlich zu suchen, in den Diöcesen Soissons, Beauvais und Amiens, d. i. dem Grenzgebiet der Picardie gegen die Isle-de-France. Zugleich aber wird die zeitliche Grenze der Bewegung um mehrere Jahrzehnte, von einigen um ein halbes Jahrhundert, über die Erbauungszeit von S. Denis zurückgeschoben und damit die Behauptung begründet, dass der gotische Stil, wenn auch kein parisisches, so doch immer ein wesentlich französisches Erzeugnis sei (*une découverte essentiellement française* — *français* in dem geographisch engen Sinne des Mittelalters genommen).

Diesen letzteren Satz nun halten wir unsererseits für unerwiesen. Es ist durchaus mit der Möglichkeit zu rechnen, dass die Uebergangsbewegung vom romanischen zum gotischen Stil ein grösseres Gebiet als das genannte umfasst habe. Sind also etwa noch in anderen Schulen analoge Bestrebungen zu erkennen und wie verhalten sie sich dann zu denen der französischen? Treten sie unter sich in Wechselwirkung? Was ist der Anteil jeder einzelnen am schliesslichen Resultat? Das sind Fragen, wie man sieht, von dringender Wichtigkeit. Zuvor jedoch bedarf es einiger prinzipieller Feststellungen.

Die ältere Anschauung hatte für den Begriff des Uebergangsstils in der französischen Baukunst keinen Platz. Gegenwärtig ist er allgemein aufgenommen. Er bedeutet hier aber etwas grundsätzlich

¹⁾ Zu einer ihrer politischen und Kulturbedeutung voll entsprechenden Stellung in der Baukunst ist die Stadt Paris überhaupt erst seit der Renaissance gelangt.

anderes, als im deutschen Baugebiet. Der deutsche Uebergangsstil hat das gotische System als etwas schon Vorhandenes hinter sich, er eignet es sich stückweise an, um etwas anderes und eigenes daraus zu bilden; der französische geht der Geburt der Gotik voraus, ist deren embryonale Vorgeschichte; er verdient also den Namen Uebergang viel eigentlicher als der deutsche. Allerdings gibt es auch in Frankreich ähnliche, d. h. passive Uebergangserscheinungen, doch nur in den Schulen, die an der Hervorbringung der Gotik keinen Teil hatten. (Bedeutendes Beispiel: die Kathedrale von Langres in Burgund.) Beide Arten, die aktive und die passive, zu unterscheiden ist von ersichtlicher Wichtigkeit, aber im konkreten Fall gar nicht immer eine einfache Sache.

Theoretisch betrachten wir als das Wesen der gotischen Konstruktion die Vereinigung von Kreuzrippen, Spitzbogen, Strebebogen. In Wirklichkeit haben sich diese drei Elemente gesondert entwickelt. Sie waren schon mehr oder minder lange Zeit vor dem Eintritt der Gotik da und haben keineswegs überall, wo sie dawaren, wirklich zur Gotik hingeführt. Eben in der Vereinigung liegt der springende Punkt. Der Anstoss zu dieser geht aber regelmässig von dem zuerst genannten Konstruktionsteil, den Kreuzrippen (*ogives*) aus. In der Geschichte des Kreuzrippengewölbes liegen die frühesten Keime der gotischen Idee beschlossen.

Wir haben hier zwei Stufen zu unterscheiden. Auf der ersten dienen die Kreuzrippen lediglich zur Verstärkung der Gräte, ohne im übrigen die Gestalt des Gewölbes zu verändern. Auf der zweiten tritt die Erkenntnis ein, dass die Kreuzrippen auch noch anderen Zwecken dienstbar gemacht werden können: zur Trennung der konstruktiven von den raumabschliessenden Teilen, zur Befreiung des Grundrisses vom Quadrat, zu gleich bequemer Behandlung rechteckiger oder trapezförmiger oder sonst unregelmässiger Grundrissformen. Wo diese Folgen als wesentliches Ziel ins Auge gefasst sind, da lässt auch nicht lange die Verbindung mit Spitzbogen und Streben auf sich warten, da ist das »Werden der Gotik« im Fluss.

Ganz ohne Zweifel hat die franko-picardische Schule an der eben genannten zweiten Entwicklungsstufe einen hervorragenden Anteil. Wenn man aber noch weiter geht, wenn man der Isle-de-France das Monopol schon auf die werdende Gotik von ihren ersten Regungen an zuspricht und die in anderen Provinzen sich zeigenden analogen Erscheinungen schlechthin für Entlehnungen von hier er-

klärt, so ist das nicht nur nicht erweisbar, sondern mit offenbaren Thatsachen im Widerspruch¹⁾.

Latente Rippen in Kreuzgewölben kannten schon die Römer (Bd. I, S. 129—131). Wir halten die Meinung Quicherats, dass die mittelalterlichen Kreuzrippen durch sie angeregt seien, trotz des neuerlich dagegen erhobenen Protestes noch immer für plausibel. Jedenfalls ist ein örtliches Zentrum ihrer Entstehung nicht zu finden, vielmehr treten sie seit c. 1100 auf einem weitausgedehnten Gebiete gleichzeitig auf. Und die ältesten mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit zu datierenden Beispiele finden sich nicht im Norden der Loire, sondern im westlichen und südlichen Gallien, also auf einem mit römischen Denkmälern reich besetzten Boden, und mehrfach noch in der den Römern geläufigen Konstruktionsart ohne Schlussstein, der eine Diagonalbogen vollständig durchgeführt, der andere in zwei stumpf anliegende Aeste zerlegt. (Orte: Quimperlé, Poitiers, Saint-Gaudens, Saintes, Moissac, S. Guilhem-en-Désert, S. Gilles, Marseille; Zeit: 1100—1125.) Und eine grobe Versäumnis wäre es, nicht auch die lombardische Gewölbearchitektur in diesem Zusammenhang zu nennen. Sie hat das Kreuzrippengewölbe schon in den ersten Dezennien des 12. Jahrhunderts mit einer klaren Einsicht in deren Natur und in Dimensionen gehandhabt, wie man sie zu gleicher Zeit in Gallien umsonst suchen würde. Weshalb die Lombarden die Schwelle der Gotik, an die sie so nahe herangetreten waren, nicht überschritten, ist eine Frage für sich. Für das südliche und westliche Gallien aber ist der Mangel einer Fortentwicklung der Kreuzrippen unschwer zu erklären; die typische Gewölbeform war hier die Tonne und die Kuppel, Kreuzgewölbe dagegen brauchte man nur an Nebenkonstruktionen (Turmhallen, Krypten u. dgl.), für welche die herkömmlichen quadratischen Gewölbe eine ganz angemessene Form darboten. — Genug, der Gedanke, das Kreuzgewölbe durch Einführung von Diagonalrippen zu verbessern, war im beginnenden 12. Jahrhundert ein weitverbreiteter.

Sehen wir nun zu, wie sich die nördlichen Schulen, zunächst die franko-picardische, dazu verhielten. Sie war um das Jahr 1100 fraglos eine der am weitesten zurückgebliebenen. Zu einem ausgebildeten Gewölbesystem war sie nicht gelangt. Eben in dieser Traditionslosigkeit aber lag die Möglichkeit, sich dem Neuesten auf

¹⁾ Neuerdings in besonderer Schärfe vertreten von L. Gonse und Lefèvre-Pontalis; Bedenken dagegen regen sich bei Saint-Paul u. C. Enlart.

diesem Gebiet anzuschliessen. Von grösseren Neubauten aus der Zeit vor S. Denis werden nur zwei genannt, S. Lucien bei BEAUVAIS und S. Medard in SOISSONS. Beide bestehen nicht mehr. Die von S. Lucien (erbaut 1090—1109) während des Abbruchs in der Revolutionszeit gefertigte Ansicht lässt ein gemischtes System erkennen, Balkendecke im Hauptschiff, Gewölbe in den Abseiten. Ueber S. Medard wissen wir nichts. Ferner erzählen die Quellen von grossen Restaurationsarbeiten an den Kathedralen von Paris, Noyon, Laon in den zwanziger und dreissiger Jahren. Es ist recht wahrscheinlich, dass sie gleich S. Lucien bei Beauvais und S. Germain-des-Près mindestens im Hauptschiff über die Flachdeckkonstruktion nicht hinausgegangen sind. Zahlreich haben sich dagegen aus dieser Epoche kleinere Kirchen erhalten, zum Teil in ländlicher Abgeschiedenheit, und unter ihnen besitzen nicht wenige Kreuzrippengewölbe, die offenbar noch der Gründungszeit angehören. Für Neuerungen, die die künstlerische Gestalt im ganzen betreffen, pflegen die Bauten vornehmen Ranges tonangebend zu sein, weil in der Regel nur sie bedeutende Meister anziehen und durch ihre Stellung allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Mit technischen Spezialfragen kann aber ganz wohl zuerst an kleineren Bauten experimentiert werden. Es ist also nicht gegen die Wahrscheinlichkeit, dass der erhaltene Denkmälerbestand den wirklichen Verlauf richtig widerspiegelt, wenn er uns die Uebergangsbewegung bis auf S. Denis allein an kleinen und mittleren Bauten thätig zeigt. Leider sind diese Bauten sämtlich undatiert. Altersbestimmungen aus den Stilformen ergeben aber immer nur Näherungswerte, besonders weit ausschwankende in Uebergangszeiten. Es kann z. B. der Fall eintreten und wird sicher das eine und andere Mal auch eingetreten sein, dass der das Gewölbe angegebende Meister ein frühreifer Neuerer, der die Details ausführende Steinmetz ein in der Routine ergrauter und zurückgebliebener war; dann würde eine an die Details sich haltende Bestimmung das Alter der Gewölbe um einige Jahrzehnte zu hoch ansetzen. Nur auf Argumenten dieser bedenklichen Art aber ruht die Lehre von der Priorität der franko-picardischen Schule in der Kenntnis des Kreuzrippengewölbes. Wir unsererseits glauben, dass für dieselbe auch bei äusserster Dehnung der vorhandenen Zeugnisse das Jahr 1100 die letzte Grenze des Wahrscheinlichen bildet: also in keinem Falle ein Vorsprung vor den westlichen und südlichen Schulen, höchstens Gleichzeitigkeit. Und so wäre immer nicht mehr bewiesen, als dass an der Schwelle des 12. Jahr-

hunderts die Kreuzrippen ein Gemeingut so ziemlich aller mit den Problemen des Gewölbebaus sich ernstlich beschäftigenden Länder waren. Sicher ist, dass man im nördlichen Frankreich damals an weitgehende Folgerungen noch gar nicht dachte. Denn bis c. 1140 war noch die Mehrzahl der Bauten flachgedeckt; wo Gewölbe angewendet wurden, was meistens nur in einem Teil des Gebäudes, den Seitenschiffen oder dem Transept, geschah, da schwankte man ebensolange zwischen dem Tonnengewölbe, dem grätigen Kreuzgewölbe und dem Rippen- gewölbe hin und her.

Unter den erhaltenen Denkmälern der primitiven Kreuzrippen- konstruktion ist die Kirche S. ETIENNE in BEAUVAIS die ansehnlichste und zugleich die relativ am besten datierte. In der allgemeinen Anlage eine Nachbildung von S. Lucien (vgl. oben), muss sie jedenfalls später als 1109 begonnen sein; die stilistischen Merkmale weisen ungefähr auf die Zeit von 1120—25. S. Etienne besitzt seine ursprünglichen Gewölbe nur noch in den Seitenschiffen und auch hier nur zum Teil¹⁾. Die Diagonalrippen sind weniger plump, als an manchem anderen Bau, aber die Behandlung der Scheiteldkreuzung — der eine Bogen ganz durchgeführt, nach römischer und südfranzösischer Weise — verrät die primitive Stufe; die Profile wechselnd eckig und wulstig. Die Quergurte sind wegen der oblongen Grundform stark gestelzt, die Schildwand schliesst in hässlich gedrücktem Halbkreis, Schildgurten fehlen. Der Gedanke, sich des Spitzbogens als Ausgleichsmittel zu bedienen, war also noch nicht aufgetaucht, obgleich man spitzbogige Tonnengewölbe und gelegentlich auch spitzbogige Mittelschiffsarkaden in diesen Gegenden (bis ins Artois hinein) wohl kannte²⁾. Auch das Hauptschiff hatte, wahrscheinlich der erste Versuch dieser Art, Gewölbe von Anfang an. Sie mussten nach dem Brande von 1180 durch die gegenwärtigen ersetzt werden. Eine zweite bedauerliche Lücke ist die totale Umgestaltung des Chors (saec. 15).

Dass schon vor S. Etienne in dieser Bauregion Kreuzrippen vorgekommen seien, ist an sich möglich; aus den Denkmälern zu beweisen ist es nicht. Jedenfalls spricht die noch sehr ungeschickte Behandlung in S. Etienne für eine nicht allzu lange Bekanntschaft. Ungefähr auf gleicher oder etwas weiter vorgerückter Stufe stehen: in der Diözese

¹⁾ Unser nach Willez gegebener Schnitt auf T. 148 ist leider durch eine erneuerte Travel genommen; das Blatt war schon erschienen (1888), als wir das Gebäude durch eigene Anschauung kennen lernten.

²⁾ Enlart a. a. O. p. 13.

Amiens die Kirchen von AIRAINES und LUCHEUX, im Beauvais die Kirchen von BURY und CAMBRONNE, im Soissonais der Chor von MORIENVAL¹⁾. Jünger als c. 1135—40 sind diese Bauten keinesfalls. In AIRAINES sind nur die Mittelschiffsgewölbe, wohl die ältesten erhaltenen ihrer Art, durch Kreuzrippen, und zwar überaus plumpe, verstärkt; die Quergurten zugespitzt, die Schildwand (ohne Schildgurt) im Halbkreis geschlossen; die Seitenschiffsjoche bloss mit grätigen Gewölben aus der Durchdringung zweier zugespitzter Tonnen gebildet. In LUCHEUX ist die Verbindung des Kreuzgewölbes mit dem Spitzbogen ebenfalls vollzogen; die Schildwand (wieder ohne Gurt) kleeblattförmig. Der Chor von MORIENVAL ist wichtig als erstes Beispiel (falls nicht S. Etienne in Beauvais damit vorangegangen war!) für die Nutzbarmachung der Rippen zur Ueberwölbung eines Deambulatoriums mit Kreuzgewölben. Dasselbe ist in vier (abnormerweise — statt fünf oder drei) trapezförmige Abteilungen zerlegt; die selbständig gemauerten Schildbögen zeigen einen bedeutsamen Fortschritt über die bisher betrachteten Beispiele; zur Ausgleichung der sehr differenten Bogenspannungen sind Korbbögen, hochgestelzte Rundbögen und Spitzbögen kombiniert (vgl. die umstehende Figur nach Ch. H. Moore).

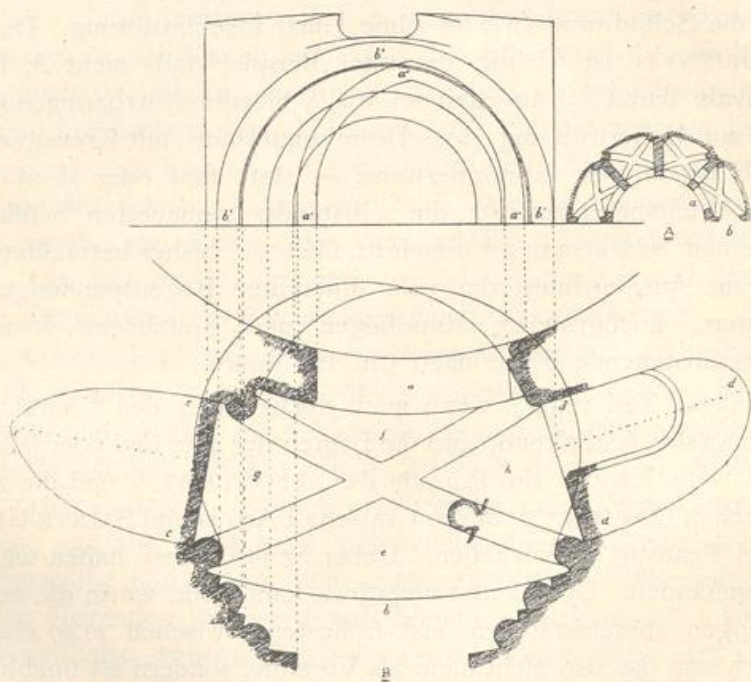
Ein gut Teil reifer, wenn auch noch immer den Charakter des Uebergangsstils festhaltend, sind die Bauten der 40er und 50er Jahre, von denen wir die Kapelle des Priorats BELLEFONTAINE²⁾ und die grossen Abteikirchen DOMMARTIN in der Grafschaft Artois und SAINTE-GERMER nahe bei Beauvais hervorheben. Ueber Saint-Germer haben wir Bd. I, S. 423 gehandelt. Der Bau ist undatiert, kann aber, worin die neuesten Forschungen übereinstimmen, erst frühestens zwischen 1140 und 1150 begonnen sein (ist also nicht mehr als Vorstufe, sondern als unabhängige Parallelschöpfung von Saint-Denis anzusehen). Ueber Dommartin besitzen wir genaue Nachrichten: begonnen 1153, geweiht 1163. Die mächtige Kirche (82 m im Lichten lang) ist jetzt Ruine. Der Chor zeigt zum erstenmal in diesem Gebiet freiliegende Strebebögen, während

¹⁾ Der vielberufene Chor von MORIENVAL, zwischen Beauvais u. Soissons, wurde von Lefèvre-Pontalis u. L. Gonse als ein Werk der Jahre 1085—1090 proklamiert. Jetzt ist Lefèvre selbst schon auf 1110 herabgegangen. A. Saint-Paul nennt als höchstes zulässiges Alter 1120 und auch dieses scheint uns noch zu hoch gegriffen.

²⁾ Für sie haben wir ausnahmsweise eine Urkunde vom Jahr 1125. Lefèvre-Pontalis hat dieselbe vorschnell als Beweis für den Baubeginn angenommen; der Text spricht nur von der Erlaubnis an die Mönche, sich anzusiedeln und zu bauen; die Ausführung kann nach vielfachen stilistischen Anzeichen nicht vor 1135 fallen; Enlart setzt sie sogar erst um 1145.

Saint-Germer sie zwar gleichfalls besass, aber noch unter dem Dach verhehlte¹⁾.

Angesichts so vieler Zeugnisse leidet es gar keinen Zweifel, dass die Picardie vor der Isle-de-France bis ins vierte Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts im Vorsprung war. An den Ufern der Seine finden wir für den Eintritt der Uebergangsbewegung keinen früheren Beleg als die Kollegiatkirche von POISSY, wenige Meilen unterhalb Paris (genauerer Bd. I, S. 420). Das Bestreben, die Rippen zur Lösung unregelmässig ge-

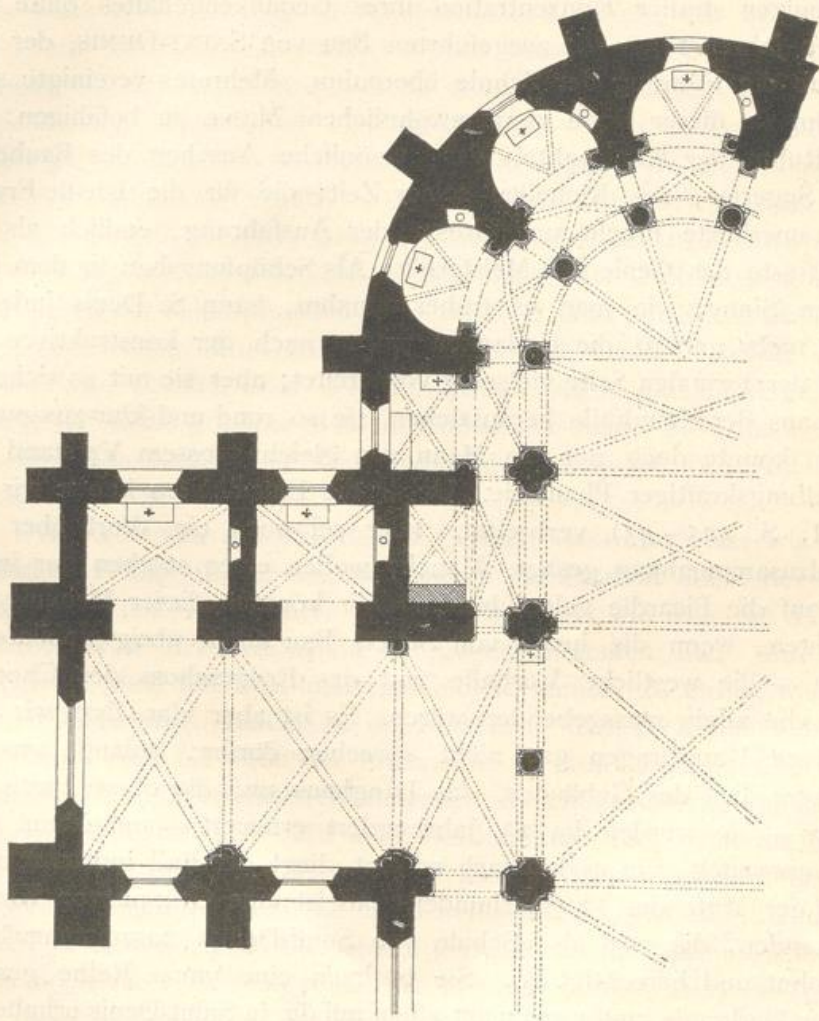


Kreuzrippengewölbe in Morienval (nach Ch. H. Moore).

stalteter Kreuzgewölbe zu verwerten, ist hier vorhanden, die Kenntnis von der Nützlichkeit der Spitzbögen noch nicht. Es wird also anzunehmen sein, dass der Meister von Poissy mit der Picardie, wo diese Kenntnis damals, d. i. um 1135, schon ganz verbreitet war, in keinem Zusammenhang gestanden hat. Unverkennbar ist aber ein solcher bei

¹⁾ Ein merkwürdiger Umstand ist die grosse Aehnlichkeit der Chor- und Transeptanordnung mit der ein halbes Jahrhundert jüngeren Cistercienserkirche Heisterbach am Niederrhein (Taf. 195). Dommartin gehörte dem Prämonstratenserorden, der sich in baulicher Hinsicht den Cisterciensern häufig anschloss. Wir haben also als Vorbild eine untergegangene Cistercienserkirche anzunehmen und müssen unsere Bd. I, S. 528, Nr. 5 ausgesprochene Vermutung dementsprechend modifizieren.

S. MARTIN-DES-CHAMPS, der frühesten Uebergangskirche in der Stadt PARIS (Bd. I, S. 421), gegeben, so dass man sie geradezu einen picardischen Bau genannt hat. Das Problem der Chorgestaltung gemäss den Bedingungen der neuen Gewölbeform ist hier schon ganz



Dommartin (nach Enlart).

so gestellt, wie gleich darauf in Saint-Denis, aber in der Lösung noch konfus¹⁾. Klarer im Chor von S. Maclou in PONTOISE (Bd. I, S. 424), wiewohl uns jetzt zweifelhaft geworden ist, ob wir diesen Bau noch

¹⁾ Lefèvre-Pontalis a. a. O. p. 86 will den Einfluss von S. Martin auf S. Denis überhaupt leugnen; A. Saint-Paul u. C. Enlart widersprechen ihm mit Recht.

als Vorstufe und nicht eher als eine ungeschickte Nachahmung von S. Denis anzusehen hätten.

Man sieht aus dem bisher Betrachteten ganz deutlich: die Gotik musste kommen. Aber sie wäre sicher langsamer gekommen und in weniger straffer Konzentration ihres Gedankengehaltes ohne den in den Jahren 1137—44 ausgeführten Bau von SAINT-DENIS, der von nun ab die Führung der Schule übernahm. Mehreres vereinigte sich, um ihn zu dieser Rolle in ungewöhnlichem Masse zu befähigen: der alte Ruhm der Königsabtei; das persönliche Ansehen des Bauherrn, Abt Sugerius, des Richelieu seiner Zeit; die für die Isle-de-France ganz unerhörte Pracht und Grösse der Ausführung, endlich als das Wichtigste das Genie des Meisters¹⁾. Als Schöpfungsbau in dem eminenten Sinne, wie man es früher annahm, kann S. Denis indessen nicht mehr gelten; die Gedanken waren nach der konstruktiven wie nach der formalen Seite vielseitig vorbereitet; aber sie mit so sicherem Griff aus der Keimhülle herausziehen, sie so rund und klar zusammenfassen konnte doch nur ein Mann von gleich grossem Verstand wie gestaltungskräftiger Phantasie. Ueber die Einzelheiten haben wir uns Bd. I, S. 425—431 verbreitet. Hier sei noch ein Wort über den Schulzusammenhang gesagt. Manche wollen einen solchen nur in Bezug auf die Picardie gelten lassen. Wir könnten dieser Meinung beipflichten, wenn die heute von Sugers Bau allein übrig gebliebenen Teile — die westliche Vorhalle und das Erdgeschoss des Chors — auch die allein massgebenden wären. Es ist aber klar, dass wir über mehrere Hauptfragen gar nicht sprechen dürfen, solange uns der grössere Teil des Gebäudes, das Langhaus und die obere Partie des Chors — sie wurden im 13. Jahrhundert erneuert — unbekannt sind. So verzweifelt, wie es hiernach scheint, liegt der Fall indessen nicht. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts ab ist eine Gruppe von Kirchen entstanden, die man als »Schule von Saint-Denis« zusammenzufassen gewohnt und berechtigt ist. Sie besitzen eine ganze Reihe gemeinsamer Merkmale, und zwar nicht allein auf die in Saint-Denis erhaltenen, sondern auch auf die dort verschwundenen Bauteile sich erstreckend. Der Schluss, dass auch diese letzteren schon dem Prototyp, d. i. Saint-Denis, eigen waren, ist gewiss eminent wahrscheinlich. Wir heben als wichtigstes hervor: die Anlage von Emporen als Widerlager des

¹⁾ Sein Name ist unbekannt; verfehlt scheint uns der jüngst von A. Saint-Paul wiederaufgenommene Versuch, Suger nicht bloss als kundigen Bauherrn, sondern als den wirklichen Schöpfer der Bauidee, kurz als Baumeister hinzustellen.

Hochschiffs und die sechsteilige Form der Rippengewölbe. Beide Konstruktionsteile waren vor Saint-Denis — oder um uns ganz vorsichtig auszudrücken: vor der Schule von Saint-Denis — in der franko-picardischen Schule ganz und gar unbekannt; sie waren aber sehr wohl bekannt in der normännischen Schule, sie bildeten für diese ein vorzüglich charakteristisches Merkmal. Da nun auf dem engeren Gebiete des Formenwesens normannische Entlehnungen in der französischen Schule gäng und gäbe sind — auch in Saint-Denis in mehreren Einzelheiten zu erkennen — so zögern wir um so weniger mit dem Schlusssatz: das System von Saint-Denis gründet sich auf die Synthese des picardischen und des normännischen Systems. Die normännische Einströmung lässt sich aber noch auf einem anderen Punkte beobachten. Ihr wird jetzt mit Recht die Kirche von Poissy zugerechnet und mit dieser hängt wieder sichtlich die im selben Jahr, wie der Chor von Saint-Denis, begonnene Kathedrale von Sens, der erste gotische Bau im Süden der Seine, zusammen. Sens hat ebenfalls sechsteilige Gewölbe und war sicher von Anfang an darauf angelegt.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, dass das, was wir »französische« Frühgotik nennen, keineswegs ein Produkt allein der Landschaft Francien ist, sondern wichtige Beiträge wie von der Picardie so auch von der Normandie entgegengenommen hat. Ihre Vorgeschichte auch auf dem letzteren Gebiete kennen zu lernen wäre von grosser Bedeutung. Leider ist die Forschung hier noch nicht sehr weit gediehen. Viele Gewölbe der Normandie in dieser Epoche sind einem ursprünglich flachgedeckten System nachträglich hinzugefügt und deshalb chronologisch unsicher. Mit aller Bestimmtheit aber kann die Lehre, dass die normännischen Kreuzrippen nichts Eigenes, sondern der Isle-de-France abgelernt seien, für einen Irrtum erklärt werden ¹⁾. Und zwar bedarf es dazu gar keiner absoluten Jahreszahlen (die auf normännischer Seite noch rarer zu sein scheinen, als auf französischer); es genügt das logische Verhältnis, dass die unentwickelte normännische Form des sechsteiligen Gewölbes mit senkrecht gemauerter Rippe niemals aus der entwickelteren französischen entstanden sein kann; indes auch die normännische Fassung war nur möglich, wenn man das gewöhnliche vier-

¹⁾ Vgl. Band I, S. 416/17. Seither ist die Behauptung von der »véritable importation« durch Gonse und Lefèvre-Pontalis mit besonderer Schärfe wiederholt worden, hat aber endlich auch in Frankreich in der Person von A. Saint-Paul einen gewichtigen Gegner gefunden.

teilige Kreuzrippengewölbe schon kannte. Das Zeitmass aber, das für diese Umformungen nach geringstem Anschlag nötig war, schliesst schon die blossе Möglichkeit des Importes aus der Picardie (von der Isle-de-France kann überhaupt nicht die Rede sein!) aus. Nur aus normännischen Einflüssen ist der älteste Uebergangsbau Englands, die Kathedrale von Durham zu erklären; sie hatte Strebebögen (verhehlte) und sechsteilige Gewölbe (im 13. Jahrhundert verändert) angeblich schon im Jahre 1128.

Folgende allgemeine Sätze glauben wir nunmehr — bei unterschiedener Anerkennung dessen, dass im einzelnen noch gar vieles im Ungewissen liegt — aufstellen zu dürfen. Beim Eintritt ins 12. Jahrhundert war die Verstärkung der Kreuzgewölbe durch Diagonalrippen ein in Frankreich überall, im Norden und im Süden, bekanntes Konstruktionsmittel. Die methodische Fortbildung liessen sich aber nur jene Provinzen angelegen sein, in denen das Kreuzgewölbe die typische Form war. Die Normandie einerseits, die Picardie und nördliche Isle-de-France andererseits haben damit ungefähr gleichzeitig begonnen, wohl nicht ohne von einander zu wissen und sich wechselseitig zu belehren, in der Hauptsache aber doch in selbständiger Fassung des Gedankens. Die Normandie entwickelte die sechsteilige Anlage der Gewölbe und deren Widerlagerung durch Emporen und (einstweilen noch unter dem Dach verhehlte) Strebebögen; die franko-picardische Schule erkannte als die erste den Spitzbogen als das Mittel, das Kreuzrippengewölbe beweglich zu machen, es verschiedenartigen Grundrisskombinationen anzupassen; in S. Denis wurde die Vereinigung beider Gedankenreihen vollzogen. Von diesem Augenblicke an war der Vorrang der Isle-de-France gesichert, von der letzten Stelle unter den Bauschulen Galliens war sie auf einen Schlag in die erste vorgerückt.

Ein dritter Schauplatz der Uebergangsbewegung lag im Stromgebiet der unteren Loire, mit Angers in der Mitte, Le Mans am rechten, Poitiers am linken Flügel (vgl. Bd. I, S. 345 ff. und 366 ff.). Diese Schule behielt die Grundgestalten des einschiffigen Saales und der Hallenkirche aus der südfranzösischen Tradition bei. Ihre Eigentümlichkeit ist die Verschmelzung der ebenfalls aus dem Süden erworbenen Kugelgewölbe mit der Kreuzrippenkonstruktion (*voûte domicale*). Wenn erst diese Region ebenso gut erforscht sein wird, wie jetzt — aber auch erst seit kurzem — die franko-picardische, so werden sich hoffentlich mehr Zeugnisse für die Anfänge der Bewegung beibringen lassen, als heute möglich ist. Die Diagonalrippen als Ver-

stärkungsmittel der Kreuzgewölbe waren im Westen schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts bekannt. Einige weitere Anregung für ihre Nutzbarmachung könnte vielleicht von der Normandie ausgegangen sein, sicher aber hat zu der franko-picardischen die angevinische Schule gar kein Verhältnis gehabt, weder im Geben noch im Nehmen. Ihre ersten reifen Gestaltungen, die Kathedralen von Le Mans und Angers (Taf. 107, 108, 155), fallen mit denen der französischen Schule, Saint-Denis und Sens, zeitlich zusammen. Das Langhaus von Le Mans ist, nach sicheren Quellen, von 1142—1158 erbaut. Das Alter der Kathedrale S. Maurice von Angers wird bestimmt durch die Nachricht: *a. 1153 obiit Normandus de Doe* (Bischof seit 16. März 1150) *qui . . . voluturas lapideas miro effectu aedificare coepit*; war man also damals bei den Gewölben angelangt — die, wie die Form der Pfeiler und Mauern verbürgt, von Anfang an so vorgesehen waren, wie sie sind — so ist der Beginn der Bauführung um mindestens acht bis zehn Jahre zurückzuverlegen. Die grosse Sicherheit aber, mit der das Konstruktionssystem von S. Maurice konzipiert ist, lässt es nicht anders denken, als dass eine längere Folge von Vorstufen dahinter gelegen hat, von denen wir in Fontevault und Saumur auch noch einige Proben besitzen¹⁾. Der angevinische Stil ist in seiner Gesamterscheinung von dem, was man gewöhnlich Gotik nennt, sehr weit abweichend und deshalb wird man vielleicht unwillkürlich zögern, ihn mit diesem Begriff in Verbindung zu setzen. Aber mit Unrecht, sobald man einmal das entscheidende Kriterium der Konstruktion erkannt hat. In der Art, wie die Kreuzrippen hier ausgenutzt sind, wie die ganze Wucht der gewaltigen, mehr als 16 m Spannung habenden Gewölbe auf die vier Ecken konzentriert ist, wie die Stützen und Streben von der füllenden Mauer sich sondern, in alledem ist die Kathedrale von Angers vollkommen ebenso »gotisch«, als irgend ein Werk der Schule von Saint-Denis; und in Bezug auf allgemeinen künstlerischen Wert gehört sie nebst ihrer jüngeren Genossin, der Kathedrale von Poitiers, sicher zu den allermachtvollsten Aeusserungen dieses ruhmreichen Jahrhunderts. Die Ueberlegenheit der Schule von Saint-Denis beginnt erst, wenn man auf die geschichtlichen Folgen sieht. Hier ist sie freilich unermesslich. Die angevinische Schule blieb — mit Ausnahme

¹⁾ Die Eiferer für das französische Monopol nennen die Domikalgewölbe des Anjou *l'émanation directe des voûtes gothiques bâties dans la région parisienne* und speziell die Kathedrale von Angers eine Ableitung von Saint-Denis: eine Behauptung, wie man sieht, ebenso unmöglich in chronologischer, wie ungeheuerlich in morphologischer Hinsicht.

eines vorübergehenden Einflusses auf die Uebergangskunst Aquitaniens und Spaniens — lokal beschränkt, sie begann schon am Ende des 12. Jahrhunderts zu siechen und streckte zu Anfang des nächsten vor der französischen Rivalin ganz und gar die Waffen. Historisch bleibt sie ein hoch interessantes Schauspiel, durch das uns gezeigt wird, wie aus dem gotischen Konstruktionsprinzip auch noch ganz andere Stilgestaltungen hervorzugehen bereit waren, als denen thatsächlich die Oberhand geblieben ist.

Neben den in merkwürdiger Koinzidenz auftretenden Haupturkunden der ersten Konstituierung des gotischen Stils — S. Denis, Sens, Angers — kann noch ein vierter gleichzeitiger Bau als ebenbürtig wenigstens gehant werden. Wir meinen die Kathedrale von Chartres. Sie war seit etwa 1130 in einem auf grosse Absichten hindeutenden Umbau begriffen. Unsere Anschauung von demselben ist durch den grossen Brand am Ende des Jahrhunderts und den darauf folgenden Neubau allerdings sehr geschmälert¹⁾. Vom Bau der Uebergangszeit erhalten sind nur die Türme der Westfassade und die zwischen ihnen liegende Vorhalle und auch diese nicht ohne einige Veränderungen. Als im Jahre 1145 die in Stockung geratenen Arbeiten mit erneuter Begeisterung wieder aufgenommen wurden, müssen die Turmhallen und die drei Portale schon seit einiger Zeit fertig gestanden haben²⁾, wodurch zweierlei erwiesen wird: erstens dass die Kenntnis des Kreuzrippengewölbes in Chartres älter ist als der Bau von Saint-Denis, zweitens dass nach der formalen Seite die werdende Gotik in Chartres weiter voran war als irgendwo anders. Während in Saint-Denis die Portale, in Noyon, Soissons, Laon die Fenster noch rundbogig geschlossen sind, zeigt in Chartres beides den Spitzbogen. Noch wichtiger ist die Fassadenkomposition. Sie wurde im Zusammenschluss der drei Eingangspforten zu einem einzigen Ganzen, in der Anordnung eines durchlaufenden Systems von Statuen das grundlegende Vorbild für die ganze spätere Abwandlung dieses Themas³⁾. Sichere Anzeichen für

¹⁾ Eine Erneuerung der Schiffe in dieser Periode kann nicht direkt bewiesen werden, doch ist sie in hohem Grade wahrscheinlich. Denn das Gegenteil des Wahrscheinlichen wäre die Annahme, dass man bei so langer Bauzeit (1175 Vollendung des südlichen Turmhelms) und so grossen Baumitteln auf die Fassade sich beschränkt hätte, die ohnedies in etwaiger Verbindung mit einem frühromanischen Hauptbau gänzlich aus der Proportion gefallen wäre. War aber ein grosser Bau des 12. Jahrhunderts vorhanden, so muss er für die allgemeine Stilentwicklung notwendig von Bedeutung gewesen sein.

²⁾ Vöge: Die Anfänge des monumentalen Stiles S. 122 ff.

³⁾ Die erste Anregung stammt, wie Vöge a. a. O. unerwartet, aber überzeugend nachgewiesen hat, aus der Provence. Ausserdem hat der Meister von Chartres auch den

das schnelle Vordringen von Chartreser Einflüssen nach Osten und Nordosten geben die Portale an Notre-Dame in Etampes, von S. Loup-de-Naud, von S. Ayoul in Provins, und in Einzelheiten Saint-Denis selbst, womit aufs neue bewiesen wird, dass die Pariser Region um diese Zeit in jeder Weise von den Nachbarn empfangen, nicht ihnen gegeben hat. Was ist aber in Chartres ausserdem noch geschehen? Der Brand von 1198 mit der folgenden Erneuerung hat es vollständig vernichtet. Wäre es aber nach dem, was wir im Westbau geleistet sehen, anders möglich, als dass auch die Schiffe, selbst wenn sie in dieser Epoche nicht bis zur Vollendung gelangt wären, zu den bedeutendsten und anregendsten Erzeugnissen der primitiven Gotik gehört haben müssen? Ihr Verlust ist für die Urteilsbildung des Historikers eine empfindliche Lücke, — doppelt empfindlich, da auch von einem zweiten höchst ansehnlichen Bau dieser Zeit und Gegend, der Ste. Trinité in Vendôme, nur ein Turm (dem von Chartres nahe verwandt) übrig geblieben, die Kirche selbst aber spätgotisch erneuert ist.

Am wenigsten von den reformatorischen Gedanken der Zeit aufgeregt zeigte sich Burgund, obschon es auch hier an einzelnen Aeusserungen einer aktiven Uebergangsbewegung nicht fehlt. Burgund hatte den Ruhm, für das Problem der Gewölbebasilika zum erstenmal eine Lösung gefunden zu haben. Es hatte eine Reihe der grossartigsten Bauten eben ausgeführt oder war mit ihrer Vollendung noch beschäftigt, als im Norden und Nordwesten die ersten Regungen der Gotik hervortraten. Sie werden auch in Burgund nicht unbemerkt geblieben sein; aber teils boten sie — im Spitzbogen — nichts Neues, da dessen konstruktive Vorteile hier längst bekannt waren, teils waren sie — in den Kreuzrippen — auf das eigene System nicht anwendbar, da dieses dem Tonnengewölbe den Vorzug gab. Immerhin war auch das Kreuzgewölbe als Deckenform der Seitenschiffe oder kleinerer Kirchen nicht unbekannt. Vezelay ist das Beispiel einer bedeutenden Kirche, die sogar das ganze System auf Kreuzgewölbe anlegte. Man hat früher (Viollet-le-Duc) die Verbesserung des Gewölbesystems in der Vorhalle von Vezelay gegenüber dem älteren Schiff sogar als ersten Ansatzpunkt der gotischen Bewegung überhaupt ansehen wollen. Das ist freilich eine falsche Einschätzung (vgl. Bd. I, S. 410). Der Konstruktionsgedanke, dem der Meister von Vezelay nachging, war ein von den

Westen gekannt; nur von hier kann die eigentümliche und weiterhin typisch bleibende Stellung der Statuen nach der Richtung der Bogenläufe herkommen (vgl. Bd. I, S. 703).

Kreuzrippen wesentlich verschiedener. Soviel wir heute sehen, waren in Burgund die ersten, die dem Kreuzrippengewölbe Aufmerksamkeit schenkten, die Bauleute des Cistercienserordens. Den ältesten uns bekannten Beleg gibt die nach 1150 ausgeführte Abteikirche Pontigny (vgl. Bd. I, S. 529). Das Datum ist verhältnismässig spät. Negative Schlüsse daraus zu ziehen wird man sich gleichwohl hüten müssen, da die vor der Mitte des Jahrhunderts entstandenen Cistercienserbauten nahezu sämtlich verschwunden sind. Es bleibt daher eine offene Frage, woher die Cistercienser Burgunds sich die Kenntnis der Kreuzrippen erworben haben. Einen bestimmten Ausgangsort anzunehmen ist überhaupt nicht nötig, denn wir haben ja gesehen, dass die theoretische Bekanntschaft mit dieser neuen Konstruktionsform lange vor der Mitte des Jahrhunderts weit verbreitet war. Jedenfalls ist die Art, in der sie in Pontigny angewendet wurde, verschieden von allen andern protogotischen Schulen. Keine quadratischen Mittelschiffsjoche, kein Stützenwechsel, keine sechsteiligen Gewölbe, sondern durchgehende Traveen mit oblongem Gewölbegrundriss (also Fortbildung des Langhaussystems von Vezelay). Auch ist der Spitzbogen an den Fenstern konsequent durchgeführt, womit die französische Schule viel länger zögerte. Man wird also, wie immer es mit der ersten Anregung beschaffen gewesen sein mag, die wesentliche Selbständigkeit der burgundischen Erstlingsgotik nicht in Abrede stellen können. Es hätte sich an diese originellen Anfänge eine bedeutsame Fortentwicklung schliessen können, wäre sie nicht durch die eigentümlichen Tendenzen der Cistercienser frühzeitig abgeschnitten worden. Was diesen die neue Wölbungsmethode wert machte, war deren Vernünftigkeit, war die grössere konstruktive Sicherheit, nicht aber die grössere künstlerische Freiheit. Asketische Scheu vor jeder über das unmittelbar Nützliche hinausgehenden Bauentfaltung hielt die Cisterciensergotik auf der Stufe des Rudimentären zurück.

Wir fassen zum Schluss den Gegensatz zwischen der herrschenden Anschauung und der unsrigen noch einmal kurz zusammen. Nach jener hätte einzig und allein die Isle-de-France Anspruch darauf, die Wiege der Gotik zu heissen; schon in den ersten Dezennien des 12. Jahrhunderts wäre sie als Lehrerin der Nachbarprovinzen im methodischen Gebrauch des Kreuzrippengewölbes aufgetreten und alles, was in diesen an Analogien zur Gotik sich findet, wäre nur ein Widerhall der Originalkunst in der Pariser Region. Dagegen auf dem von uns entworfenen Bilde dehnt sich das Quellgebiet der Gotik ungleich weiter

aus, von der Normandie und dem Anjou bis nach Nordburgund; kein dominierender Mittelpunkt; zwischen den einzelnen Schulen wohl gewisse Wechselwirkung, doch überwiegende Selbständigkeit der Leistung; merkwürdig gleichzeitig dann das Hervortreten der ersten abgeklärten Meisterbauten in S. Denis, Sens, Chartres, Angers und wenig später Pontigny; nach der Mitte des Jahrhunderts engerer Anschluss der Normandie und des Gebietes zwischen Seine und Loire an die Isle-de-France; aber auf dem westlichen und östlichen Flügel die angevinische und burgundische Schule in voller Selbständigkeit bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts. Erst mit diesem trat wirklich ein, was nach der von uns bekämpften Lehre von Anfang an bestanden haben soll: die Zentralisation unter französischer Vorherrschaft. In der That würde das geschichtliche Phänomen der Gotik etwas Zufälliges behalten, wenn ihre Basis eine so enge gewesen wäre, wie behauptet wird, wenn ihr Sein oder Nichtsein von Anfang an nur von jener einzigen Schule abgehängen hätte. Wir können uns jetzt wohl denken, dass unter veränderten Konjunkturen die Gotik eine andere Gestalt gewonnen hätte: dass sie ganz ausbleiben konnte, ist undenkbar. Auch ist sie nur in jenen Teilen Frankreichs zu voller Blüte gekommen, wo ihr eine autochthone frühgotische Bewegung vorausgegangen war!

Nun ist aber die geschichtliche Bedeutung der ausserfranzösischen Schulen für die Entwicklung der Gotik mit der Anerkennung der oben umschriebenen Ansprüche noch nicht erschöpft: wir müssen hinzurechnen, dass von ihnen und nicht von der Isle-de-France aus die ersten Einwirkungen der Gotik auf das Ausland entsprungen sind. Sens und weiterhin die Normandie haben England¹⁾ gewonnen; das Anjou hat seine Domikalgewölbe und seine Hallenkirchen auf der Pyrenäenhalbinsel eingeführt, wo eine bedeutende Denkmälergruppe des Uebergangsstiles durch sie ihr Gepräge erhielt; vor allem aber war es Burgund, das durch das Medium des Cistercienserordens seinen Einfluss in der ganzen katholischen Welt, von Schottland bis Sicilien, von Portugal bis Skandinavien, bemerklich machte. So konnte es geschehen, dass die burgundische Frühgotik, nachdem sie in der Heimat ihre besondere Existenz schon aufgegeben hatte, als eine mächtige Strömung im deutschen Uebergangsstil fortlebte, und vollends Italien

¹⁾ Von England, nicht von Frankreich, hat späterhin die Bretagne die erste Kenntnis der Gotik empfangen.

verdankte alles, was es an Kenntnis des gotischen Wesens empfing, Burgund allein. Ohne die Pionierarbeit der burgundisch-cisterciensischen Frühgotik des 12. Jahrhunderts hätte die Hochgotik des 13. niemals mit solcher Leichtigkeit von Europa Besitz ergreifen können.

2. Die Jugendzeit.

Geschichtliche Uebersicht.

Die siegreiche Ausbreitung des gotischen Baustils entsprach, wie wir früher ausgeführt haben, einem im allgemein-europäischen Geistesleben vorhandenen Drang nach Vereinheitlichung. Bevor derselbe zu seinem Ziele kam, musste im Stammlande der Gotik selbst etwas ähnliches sich vollziehen. Der vorige Abschnitt zeigte uns die ersten Anfänge des neuen Bausystems auf vier selbständige Schulen verteilt — eine franko-picardische, eine normännische, eine angevinische, eine burgundische — die für die weitere Entwicklung sehr wohl die Möglichkeiten offen liessen, dass sie sich ebenso mannigfaltig gestaltete, wie vorher die romanische. In diesem Abschnitt werden wir sehen, wie eine von den vieren, die französische, die andern an Haupt und Gliedern überwuchs und zur allgemeinen Gesetzgeberin wurde. Man kann nicht ohne weiteres sagen, dass die andern Schulen genau um so viel innerlich unfähiger, als ihre äusseren Erfolge schwächer waren. Offenbar sind Kräfte und Beweggründe anderer Art, als bloss künstlerische, an dem Ergebnis mit beteiligt. Die Triumphe der Bauschule der Isle-de-France gehen parallel mit einer Umkehr in der ganzen Geschichte des Frankenreichs: ein Streben nach dem Mittelpunkt hin wird in dem bisher so tief zerklüfteten Land wach und gleichzeitig erstarkt dieser Mittelpunkt selbst von innen heraus. Das altfränkische Kronland besinnt sich wieder auf seine historische Führerrolle; Königtum, Bistum, Bürgertum reichen sich die Hand gegen die feudale Anarchie; den Wissenschaften wird die Universität Paris ein weithin leuchtender Mittelpunkt; der Stern der nordfranzösischen Dichtung geht auf, während der der provençalischen erbleicht; ein Gefühl aufsteigender Kraft und aufsteigenden Glückes beschleunigt alle Lebenspulse. Weil aber die Baukunst, mehr als irgend eine andere Kunst, Produkt der allgemeinen Zustände und des allgemeinen Geistes ist, so bewähren sich in ihr neuschöpferisch nur hochgemute Epochen mit starkem Selbstbejahungstrieb. Hier war nun beides gegeben: bei den Einen nach langer Unthätigkeit kühne Initiative, bei den Andern nach langer Unabhängigkeit die Neigung sich